

Unverkäufliche Leseprobe



Johannes Kunisch
Friedrich der Große
Der König und seine Zeit

624 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-62482-7

I. Der Kronprinz

Elternhaus und Jugend

Friedrich wurde am 24. Januar 1712 im Berliner Stadtschloß geboren. Der Großvater, Friedrich I., der erste König in Preußen, lebte zu diesem Zeitpunkt noch († 25. Februar 1713), während der Sohn, der Vater des neugeborenen Prinzen, Friedrich Wilhelm I., bereits ein Regierungsprogramm vor Augen hatte, das eine radikale Abkehr von den Selbstdarstellungsgelüsten des Vaters bedeutete. Die Taufe des Prinzen Friedrich, dessen ältere Geschwister wie so häufig in der Vormoderne früh verstorben waren, wurde noch einmal mit einem Aufwand gefeiert, den sich Friedrich I. dem neuerworbenen Rang seines Hauses entsprechend schuldig zu sein glaubte. Er dekorierte das Kind sogleich mit dem aus Anlaß der Krönung gestifteten Orden vom Schwarzen Adler und nahm mit gravitätischer Würde die Glück- und Segenswünsche der Taufpaten, des Kaisers, des Zaren, der Königin von England, der Generalstaaten und anderer Potentaten, die dem königlichen Haus verwandtschaftlich oder mächtropolitisch verbunden waren, entgegen. Dieses ganz dem hochbarocken Zeremoniell entsprechende Fest war die letzte «Solennität», die im Stile einer Herrschaftsauffassung gefeiert wurde, die schon der Sohn, Friedrich Wilhelm I., aber entschieden noch der Enkel, Friedrich II., beiseite schieben sollte.

Die Mutter des Prinzen Friedrich, Königin Sophie Dorothea, stammte aus dem Hause Hannover und war eine Tochter König Georgs I., der seit 1714 in England regierte. Sie trat majestätisch und zutiefst durchdrungen von ihrem königlichen Rang in Erscheinung und galt unter den Fürstinnen Europas als eine ausgesprochene Schönheit. Sie war auf eine besondere Art liebenswürdig und charmant und verfügte über die im höfischen Ambiente überaus geschätzte Eigenschaft, ihre Empfindungen und Affekte immer unter Kontrolle zu halten. Ein größerer Kontrast zum ungezügelt aufbrausenden und grobianischen Temperament des Vaters läßt sich kaum vorstellen. Sophie Dorothea galt aber zugleich auch als



*Antoine Pesne:
Königin Sophie
Dorothea (1737)*

ehrgeizig, intrigant und in dynastischer Hinsicht als unerbittlich standesbewußt. Insofern waren sie und ihr Refugium, das sie sich in Schloß Monbijou auf dem jenseitigen Ufer der Berliner Spreeinsel zu schaffen vermocht hatte, auch in der Wahrnehmung der Kinder ein eigenständiger Bezugspunkt, wie überhaupt die Vielfalt höfischer Erscheinungsformen zu den Besonderheiten der preußischen Residenz in dieser Zeit gehörte.

Ob dem Heranwachsenden in seiner Kinderzeit jemals mütterliche Zuwendung und Wärme zuteil geworden ist, mag trotz einer ausgeprägt familiären Atmosphäre im Umkreis König Friedrich Wilhelms I. zweifelhaft erscheinen. Spätestens seit die dynastischen Ambitionen der Königin in Bezug auf ihre Kinder abgewiesen und enttäuscht worden waren, trat zutage, daß besonders der Kronprinz und seine Schwester Wilhelmine lediglich Werkzeuge eines machtpolitischen Kalküls waren, das ständig häusliche Konflikte und gelegentlich auch heftige Auseinandersetzungen heraufbeschwor; davon im einzelnen später.

*Antoine Pesne:
König Friedrich
Wilhelm I. (1729)*



Der Kronprinz verbrachte seine ersten Lebensjahre unter der Fürsorge einer Untergouvernante, der Madame de Rocoulles, die als Madame de Montbail bereits Erzieherin des Königs selbst gewesen war. Als der Kronprinz vier Jahre alt geworden war, wurde er einem *précepteur* anvertraut: Jacques Egide Duhan de Jandun, einem hugenottischen Refugié, den der König bei der Belagerung von Stralsund 1715 im Gefolge des Feldmarschalls Graf Alexander von Dohna kennen und schätzen gelernt hatte. Zwei Jahre später traten als Erzieher noch der Feldmarschall Albrecht Konrad Finck von Finckenstein als Gouverneur und Oberst von Kalckstein als Sous-Gouverneur hinzu, beide Offiziere ostpreußischer Herkunft, die vor allem für die militärische Erziehung des Kronprinzen zuständig waren. Sie erwiesen sich jedoch in den zehn Jahren, die sie sich in der engsten Umgebung des Thronfolgers aufhielten, als Mentoren von Herzensgüte und Einfühlungsvermögen, die sich in der spannungsreichen Beziehung des Kronprinzen zu seinem Vater vielfach schützend vor ihren Zögling stellten. Ihnen wurde die Aus-

führung einer Instruktion übertragen, die der König am 13. August 1718 eigenhändig aufgesetzt und niedergeschrieben hatte.

Dieser «Fürstenspiegel» fußte auf einer Instruktion, die der damalige Kurfürst Friedrich III. 1695 für die Erziehung des Kronprinzen, des späteren Königs Friedrich Wilhelm I., hatte ausarbeiten lassen. Es scheint ihn dabei wenig gekümmert zu haben, daß dieses auch durch Leibniz inspirierte Bildungskonzept an der Ungebärdigkeit und dem heftigen Widerwillen des Thronfolgers gegen das Studium lateinischer Grammatik immer wieder zu scheitern gedroht hatte. Aber neben die Elemente eines Fürstenbildes, wie es sich schon in der Staats- und Herrschaftslehre des 17. Jahrhunderts ausgeprägt hatte und insofern zum Bildungskanon zumindest der deutschen Herrscherhäuser zählte, traten nun Impulse, die ungeachtet der formelhaften Sprache, deren sich der König bediente, auf pietistische Einflüsse hinzudeuten scheinen. So wurde dem Thronfolger eindringlicher als in den Erziehungsinstruktionen des 17. Jahrhunderts die «Obrigkeit Gottes» vor Augen geführt und mahnend unterstrichen, daß für große Fürsten, die weder der Strafe noch der Belohnung durch menschliche Institutionen unterworfen seien, die Gottesfurcht Richtschnur allen Handelns sein müsse. Es war der an sich alte Gedanke, daß gerade ein Monarch, der in der Staatstheorie der Zeit als *legibus solutus*, als über den Gesetzen stehend, vorgestellt wurde, in der Sphäre des persönlichen Gewissens an das göttliche Gesetz, das *ius divinum*, gebunden sein sollte. Aber er wurde hier verknüpft mit dem beschwörenden Appell, in Demut und Askese zu leben und «Opern, Comödien und andere weltliche Eitelkeiten»¹ zu meiden. Die im Calvinismus verankerte Vorstellung freilich, daß mangelnder Erfolg auf Erden als ein Indiz dafür gewertet werden müsse, der ewigen Verdammnis anheimzufallen, verwarf der König ausdrücklich; denn sie war jenes Menetekel, das seine Kindertage überschattet hatte und ihn auch in Stunden tiefer Niedergeschlagenheit immer wieder in Angst und Schrecken versetzte.

Hinzu trat als weiteres Kernstück des königlichen Erziehungsplans die Forderung, daß sich der Thronfolger auch als «guter Wirth», als sparsamer und rechtschaffener Hausvater und Ökonom bewähren müsse.² Sie war unverkennbar jener Bestandteil seines Fürstenbildes, dem er selbst in heftiger Abkehr von der höfischen

Welt des Vaters am meisten entsprochen haben dürfte. Und sie war zugleich jenes Postulat, das er dem Sohn mit starrer und pedantischer Strenge aufzunötigen vermochte. Kaum weniger nachdrücklich war er indes bestrebt, den Thronfolger auf seine Rolle als oberster Kriegsherr festzulegen. So wies er die Erzieher an, dem Sechsjährigen die «wahre Liebe zum Soldatenstande» einzuflößen und ihn anzuleiten, «einen Officier und General zu agiren».³ Aber er war über den Erwerb militärischer Kompetenz hinaus auch der Überzeugung, daß es nächst der Gottesfurcht nichts gebe, was ein fürstliches Gemüt mehr zum Guten antreiben und vom Bösen abhalten könne «als die wahre Gloire und Begierde zum Ruhme, Ehre und zu der Bravour».⁴

Das Militärische lag dem Prinzen zunächst in keiner Weise, obwohl er auf ausdrückliche Anordnung des Königs bereits seit seinem dritten Lebensjahr mit Zinnsoldaten, Spielzeugkanonen und Pistolen zu spielen angehalten worden war. Er war zum Verdruß des Vaters ein scheues und «hasenfüßiges» Kind, das sich vor dem Abfeuern von Kanonen fürchtete. Der Argwohn des Königs seinem so unsoldatisch erscheinenden Sohn gegenüber konnte schon im Kindesalter nur beschwichtigt werden, wenn ihm hinterbracht wurde, daß Friedrich «kein Feigling mehr», sondern «ein tapferer Junge» zu sein versprach.⁵ Aber mehr als das Kriegsspiel, dem er sich bis in die späte Kronprinzenzeit hinein nur widerwillig und gezwungenermaßen widmete, dürfte den Heranwachsenden angesprochen haben, was ihm der König hinsichtlich der Ruhmbegierde zu vermitteln wünschte. Denn in seiner Instruktion wurden ungeachtet aller sprachlichen Unbeholfenheit und begrifflichen Verkürzung Leitbilder entworfen, die schon wenige Jahre später als geistiger Besitz des Kronprinzen zu betrachten sind. Wahrscheinlich war es im besonderen auch Duhan, der die hier angeschlagenen Grundakkorde in eine Vision umzusetzen verstand, die bereits einem Kind konkrete Vorstellungen von dem einmal auszuübenden Herrscheramt vermittelte. Denn in der Gedächtnisrede, die der König 1746 vor der Königlichen Akademie der Wissenschaften auf seinen Freund und Lehrer verlesen ließ, rühmte er neben den Geistesgaben ausdrücklich auch den militärischen Heldenmut des Verstorbenen. Er verdanke seinem «Cher Duhan», daß er ihm den Eifer («zèle») für den Ruhm vermittelt habe, der «so charakteristisch für

den französischen Adel» ist. «Die heroischen Tugenden und glänzenden Eigenschaften», fuhr er fort, «welche wir so lieben und ganz Europa bewundert, zeigen, wie sich der erlauchte Zögling den Unterricht seines Lehrers zunutze zu machen verstand, und die Freundschaft, mit welcher dieser Fürst denselben stets geehrt hat, beweist zugleich, daß die Gabe zu unterrichten die zu gefallen nicht ausschließt.»⁶

Der vom Vater entworfene Bildungskanon sah im übrigen vor, daß der Kronprinz anstelle von Latein und Altertumskunde als nichtsnutzigen Fächern vor allem in angewandter Mathematik, Ökonomie, Geographie, neuerer Geschichte (vom 16. Jahrhundert an) und Staatenkunde unterrichtet werden sollte. In einer ergänzenden Instruktion von 1725 ordnete er darüber hinaus an, daß Friedrich Kenntnisse in «aller europäischen Reiche Macht und Schwäche, Größe, Reichtum und Armut der Städte» vermittelt werden sollten, wobei sowohl das *Theatrum Europaeum*, ein vielbändiges Kompendium zur großen Politik der Kabinette seit 1617, als auch die entsprechenden Lehrbücher des Staatsrechtsgelehrten Samuel Pufendorf – einer europäischen Zelebrität, die in den Jahren vor ihrem Tod (1694) in brandenburgischen Diensten gestanden hatte – herangezogen werden sollten.⁷ Einen Schwerpunkt dieser Realienkunde zur Lehre von der Macht der Staaten hatten der Anordnung des Königs zufolge neben der Geschichte des eigenen Hauses, zu deren Vermittlung Duhan einen Abriß mit eigener Hand verfaßte, vor allem jene Dynastien zu bilden, die dem Hause Brandenburg besonders verbunden waren: England, Braunschweig und Hessen. Die Reichsgeschichte und die Geschichte des Kaiserhauses fehlten in diesem Kanon – ob zufällig oder mit Vorbedacht, muß dahingestellt bleiben –, obwohl ja die erstere noch immer die Rahmenbedingungen brandenburg-preußischer Politik absteckte. Die Unterweisung in Fragen der Religion bestand vor allem darin, daß der Kronprinz Bibelsprüche und Psalmen auswendig zu lernen hatte. Als Siebenjähriger wurde er angewiesen, maßgebliche Passagen aus den Evangelien abzuschreiben und dann in eigenständiger Formulierung wiederzugeben. Wie gerade auch spätere Äußerungen belegen, erwarb sich Friedrich in diesen Jahren ein hohes Maß an Kenntnissen in biblischer Geschichte und der Dogmatik der christlichen Religionen, obwohl das Prüfungsverfahren anlässlich

der Konfirmation im Jahre 1727 zu durchaus unbefriedigenden Ergebnissen führte. Aber alle diese von Duhan mit so viel Nachdruck und Anteilnahme vermittelten Bildungseindrücke führten – so präsent sie auch blieben – nur zu einem Sachkundewissen, das den Heranwachsenden in seinem Inneren nicht erreichte und als Persönlichkeit nicht zu prägen vermochte. Dieses Lernpensum schien indessen auszureichen, «um frühzeitig mit einer an Frivolität grenzenden Keckheit gegen die Nörgeleien des Vaters verwendet zu werden».⁸ Es scheint, daß Friedrich auch als König aus diesem Fundus schöpfte, wenn es galt, andere mit ihren eigenen Waffen zu schlagen und der Lächerlichkeit preiszugeben.

In den Instruktionen des Königs wie auch seines Vaters findet sich überdies eine Fülle von Hinweisen auf das auch für preußische Prinzen anzumahrende Tugendideal des *honnête homme*. Offenbar ist es auf Veranlassung von Leibniz bereits in den Erziehungsplan von 1695 für den Kronprinzen Friedrich Wilhelm eingefügt worden. Aber was war von diesem Leitbild einer französisch inspirierten Adelskultur in die Vorstellungswelt des Soldatenkönigs wirklich eingedrungen? Meinte er mit dem Begriff der *honnêteté* wirklich jenen aus der gesamteuropäischen Tugendlehre erwachsenen Verhaltenskodex, der durch Eleganz und Beredsamkeit und die spielerische Beherrschung aller Affekte als die höchste Form gesellschaftlicher Stilisierung erschien?⁹ Oder meinte er mit *honnête* nicht vielmehr ein wohlstandiges Betragen, wie es von einem «frommen Herrn» und Landesvater erwartet werden durfte? Gerade an diesen eigentümlich selektiven Anverwandlungsversuchen wird offenkundig, wie wenig Bildungseinflüsse mit überzeugender Evidenz nachgewiesen werden können.

Man hatte offenbar viel Mühe, um den Kronprinzen zum Lernen anzuhalten. Ungeklärt ist dabei die Frage, ob die Unwilligkeit des Zöglings aus der völligen Reglementierung seiner Studien resultierte, oder ob die bis ins kleinste geregelte Aufsicht über den Tagesablauf darauf zurückzuführen war, daß eine Erziehung anders nicht möglich erschien. Aber vieles spricht dafür, daß sich der Kronprinz unabhängig davon, was ihm geistig und körperlich zugemutet werden konnte, einem Erziehungsdruck ausgesetzt sah, dem er auch physisch nur mit Mühe standzuhalten vermochte. Und es war der König in Person, der die Erfüllung täglicher Pflichten

nach einem streng geregelten Stundenplan zu erzwingen versuchte. Es ging dabei weniger um eine konkrete Person als um ein vorgegebenes Prinzip, um ein System von starrer Monotonie und Formelhaftigkeit, dem sich nicht nur der Zögling selbst, sondern auch seine Erzieher mit der Androhung zu unterwerfen hatten, bei Verfehlungen persönlich zur Rechenschaft gezogen zu werden. Vermutlich war es dieser unausgesetzte Zwang, unter dem der Kronprinz wirklich gelitten hat. Jedenfalls findet sich in der eigenhändigen Instruktion, die Friedrich der Große dann auch seinerseits für den Thronfolger verfaßte, der sicherlich aus eigener Erfahrung resultierende Satz: Weder Strenge «noch irgendeine Macht der Welt können den Charakter eines Kindes ändern; das, was durch Erziehung erreicht werden kann, ist allenfalls die Mäßigung heftiger Leidenschaften».¹⁰

Das der Natur eines Kindes zweifellos nicht im geringsten entsprechende Erziehungskonzept legte die Wurzeln für die tiefe Entfremdung zwischen dem Vater und seinem Sohn. Die Fürsorge der Mutter und der Gouvernante und die Vermittlungsbemühungen der Erzieher, zu denen der Kronprinz ein enges und freundschaftliches Verhältnis hatte, verhinderten zwar, daß es im ersten Lebensjahrzehnt des Heranwachsenden zu ernsthaften Zusammenstößen mit dem Vater kam. Aber bereits in dieser Phase zeichnete sich ab, daß der Thronfolger sich aus Furcht vor dem väterlichen Unwillen ständig zu verstellen begann und das Soldatenspiel, das Jagen und das Exerzieren mit der für ihn aufgestellten Kadettenkompanie nur mit kalkuliert vorgetäuschter Begeisterung absolvierte. In den Berichten der Mutter und der Erzieher mochte es dann scheinen, als wenn sich der Thronfolger tatsächlich auf die Erziehungsmaßregeln des Vaters einließ und im Begriffe war, sich auf sein Herrscheramt als Sachwalter Gottes, als guter Wirt und als Feldherr ernsthaft vorzubereiten. Um so größer war die Enttäuschung, als der König immer wieder von neuem erkennen mußte, daß der Sohn offensichtlich eigene Wege ging und sich mit zunehmender Verschlossenheit seiner Aufsicht entzog.

Die Erziehungspläne des Königs hatten demzufolge nur eine begrenzte Wirkung. Sie sagen im Grunde mehr über den Vater als über den Sohn aus, obwohl viele Leitbilder der Instruktionen zum Allgemeingut der europäischen Bildungstradition gehörten und be-

reits vom Vater des regierenden Königs formuliert worden waren, ohne dem Thronfolger ein klar umrissenes Herrscherbild vermitteln zu können. Sie waren auch in sich zu wenig schlüssig, um ein Bild von solcher Anschaulichkeit zu entwerfen, das auf den Zögling eine Wirkung von suggestiver Kraft auszuüben vermochte. Vieles, wie die Vorstellung vom «Amtmann Gottes», stand unverbunden neben jenem «Soldaten und General», der sich der «wahren Gloire und der Begierde zum Ruhm» verschreiben sollte. Insofern blieben die Entwürfe des Königs wie die Umsetzungsversuche der Erzieher Stückwerk. Nur die Bedrohlichkeit des unberechenbar aufbrausenden Vaters trat für den Kronprinzen immer beherrschender in den Vordergrund. «Er ließ nicht mit sich spaßen», bekannte Friedrich noch Jahrzehnte später in Gesprächen mit seinem Vorleser de Catt, «wer ihm bei schlechter Laune unglücklicherweise in die Quere kam, bedachte er plötzlich mit Stockhieben und Tritten in den Hintern».¹¹

In den Instruktionen war indes auch die lapidare Anweisung enthalten, daß der Thronfolger neben seinen Studien auch gute Bücher lesen solle. So einengend die anbefohlenen Bildungsziele des Königs sonst auch waren: Hier eröffnete sich ein Horizont, der die Einbildungskraft des Heranwachsenden herausforderte und beflügelte. In kurzer Zeit trug er mit Unterstützung Duhans und ohne Kenntnis des Vaters eine Bibliothek von beinahe viertausend Bänden zusammen, die vor allem französische Autoren des *grand siècle* und die Hauptwerke der neueren Philosophie und Staatslehre umfaßte. Aber auch für zeitgenössische Autoren wie Voltaire interessierte sich Friedrich bereits zu dieser Zeit. Freilich konnte dem ständig mißtrauischen Vater auf die Dauer nicht verborgen bleiben, daß sich der Kronprinz ein Refugium zu schaffen versuchte, in dem er seinen Interessen ungehindert nachgehen konnte. So wurden die Bücher entdeckt und auf königliche Anordnung sogleich verkauft.¹²

Unter diesen Umständen war allerdings an eine Lektüre in Muße und Konzentration nicht zu denken. Dennoch fallen in diese Jahre Leseindrücke, die eine langfristige Wirkung auf den Thronfolger ausgeübt haben. Zu ihnen zählte in besonderer Weise der Bildungsroman über die Abenteuer des *Télémaque*, die der französische Theologe und Kirchenfürst François Fénelon als Prinzen-

erzieher für die Enkel Ludwigs XIV. verfaßt hatte. Fénelon entwarf in deutlicher Distanzierung zur Herrschaftsauffassung des Sonnenkönigs das Idealbild einer Monarchie, aus der Despotismus, Krieg und höfischer Müßiggang verbannt waren. Aber mehr als die staats-theoretischen Aspekte des Romans und die Prägnanz seiner Tugendlehre dürften den neunjährigen Kronprinzen die Kraft und Farbigkeit der Bilder fasziniert haben, mit denen der Held des Buches und die Schauplätze seines märchenhaft verklärten Wirkens in einem die Empfindsamkeit antizipierenden Stil geschildert wurden. Offenbar waren die Eindrücke dieser Lektüre so tiefgreifend, daß sich Friedrich in seinem Lerneifer und Betragen zeitweise zu bessern schien. Aber vor allem blieben sie fester Bestandteil einer fürstlichen Selbstorientierung, die sich zu dieser Zeit allmählich auszubilden begann.

Unterdessen spitzte sich der Konflikt zwischen Vater und Sohn immer mehr zu. Später, in den Wochen und Monaten höchster Anspannung und tiefer Erschütterungen während des Siebenjährigen Krieges, hat sich Friedrich zu diesen Demütigungen geäußert. So vertraute er seinem Vorleser Henri de Catt an, daß er eine Szene in den Auseinandersetzungen mit dem Vater nie vergessen werde. Er sei noch ein Kind gewesen, berichtete er, und habe Latein gelernt. «Ich deklinierte mit meinem Lehrer: mensa, -sae, dominus, -i, ardor, -ris, als plötzlich mein Vater ins Zimmer trat. <Was machst du da?> – <Papa, ich dekliniere mensa, -ae>, sagte ich in kindlichem Tone, der ihn hätte rühren müssen. <O du Schurke, Latein für meinen Sohn! Geh mir aus den Augen!> und verabreichte meinem Lehrer eine Tracht Prügel und Fußtritte und beförderte ihn auf diese grausame Weise ins Nebenzimmer.» Erschreckt durch die Schläge und durch das wütende Aussehen seines Vaters habe er sich starr vor Angst unter dem Tisch verkrochen, wo er in Sicherheit zu sein glaubte. Aber er habe seinen Vater auf sich zukommen sehen. «Ich zittere noch mehr; er packt mich an den Haaren, zieht mich unter dem Tisch hervor, schleppt mich so bis in die Mitte des Zimmers und versetzt mir endlich einige Ohrfeigen: <Komm mir wieder mit deiner mensa, und du wirst sehen, wie ich dir den Kopf zurechteste.>»¹³

Überhaupt betrachtete der König die Leselust des Kronprinzen mit Argwohn und zunehmender Gereiztheit. Er hielt sie ebenso

wie das Musizieren für nutzlosen Zeitvertreib. Die Beaufsichtigung des Heranwachsenden wurde demzufolge immer strenger und der Tagesablauf immer mehr reglementiert. Am 1. Mai 1725 ernannte ihn der König zum Hauptmann in seinem Leibregiment. Friedrich siedelte daraufhin nach Potsdam über und wurde angewiesen, sich in der engsten Umgebung des Königs aufzuhalten und nur mit Militärpersonen, in der Regel Subalternoffizieren, zu verkehren. Zugleich wurde der Militärdienst intensiviert und peinlich darauf geachtet, daß sich der Kronprinz statt an Eitelkeit und Luxus, zu denen er nach Auffassung des Königs neigte, an «Sparsamkeit und Genügsamkeit» gewöhne. Das Eingeständnis der Erzieher, daß der Zögling in religiöser Beziehung keine Fortschritte mache, veranlaßte den König, eine Verdoppelung des Religionsunterrichtes anzuordnen. Aber schon zuvor, im März 1724, hatte der König dem Sohn gegenüber bekannt, daß er nicht wisse, «was in diesem kleinen Kopf vorgeht; ich weiß, daß er nicht so denkt wie ich, und daß es Leute gibt, die ihm andere Gesinnungen beibringen und ihn veranlassen, alles zu tadeln; das sind Schufte». «Fritz», fuhr er dann wie mit letztmaliger Eindringlichkeit fort, «denke an das, was ich dir sage. Halte immer eine gute und große Armee, du kannst keinen besseren Freund finden und dich ohne sie nicht halten. Unsere Nachbarn wünschen nichts mehr, als uns über den Haufen zu werfen, ich kenne ihre Absichten, du wirst sie auch noch kennenlernen. Glaube mir, denke nicht an die Eitelkeit, sondern halte dich an das Reelle. Halte immer auf eine gute Armee und auf Geld; darin besteht die Ruhe und die Sicherheit eines Fürsten.»¹⁴

Eine Folge des sich immer mehr steigenden Mißtrauens des Königs war im übrigen, daß dem Kronprinzen auch verwehrt wurde, Reisen zu machen. Sie gehörten als Kavalierstour zum Bildungskanon des Adels und galten auch für Prinzen, die sich auf ihr Herrscheramt vorbereiteten, als unerläßlicher Bestandteil einer umfassenden Erziehung.¹⁵ Und überdies war es ein sehnlicher Wunsch des Kronprinzen, einmal in jene Länder des Mittelmeeres reisen zu dürfen, die er in Fénelons *Télémaque* in so einprägsamer Farbigkeit geschildert gesehen hatte. Ein Jahr nach seiner Flucht bekannte er, daß alles anders gekommen wäre, wenn ihn der Vater einmal «nach Italien geschickt hätte».¹⁶ Und im Frühjahr 1732 scheint er nur deshalb so bereitwillig in die ihm aufgezwungene Eheschließung

eingewilligt zu haben, weil ihm der König nach der Geburt eines Sohnes eine Reise in Aussicht gestellt hatte.¹⁷ Friedrich war damals erfüllt von einer tiefen Reisesehnsucht, die ihm zu verheißen schien, der quälenden Enge und drückenden Last des väterlichen Hofes wenigstens vorübergehend entrinnen zu können. Doch all diese Wünsche blieben zeitlebens unerfüllt. Der Thronfolger durfte den König lediglich auf einige Inspektionsreisen nach Magdeburg, Ostpreußen und Kleve, also in die entlegeneren Provinzen des Königreichs, begleiten.

Eine Ausnahme war der vierwöchige Besuch des königlich-kur-sächsischen Hofes in Dresden im Januar und Februar 1728, zu dem Friedrich Wilhelm aus protokollarischen Rücksichten auch den Thronfolger mitzunehmen genötigt war. Und hier geschah, was in der Erziehung des Thronfolgers immer zu unterbinden versucht worden war: die schwindelnd machende Berührung mit einem höfischen Szenarium, das in seinem strahlenden Glanz, seiner verlockenden, spielerischen Leichtigkeit und der atemlosen Aufeinanderfolge von Komödien und Balletten, von Galatafeln und Redouten, Maskeraden und Feuerwerken als grandioses, die Sinne betörendes Blendwerk empfunden werden mußte. Der Kronprinz ist offensichtlich für die Reize dieses höfischen Spektakels, in dessen Freizügigkeit «das Laster in der holdseligsten Larve sich vordrängte» (Reinhold Koser), durchaus empfänglich gewesen. Hier lernte er die Gräfin Orczelska kennen, eine natürliche Tochter Augusts des Starken und einer seiner Mätressen. Er traf sie beim Gegenbesuch des sächsischen Hofes in Berlin und Potsdam wieder und erbat sich ein Porträt von ihr.

Aber allen Befürchtungen des Königs zum Trotz hat sich der Kronprinz von der Pracht und den Ausschweifungen dieser höfischen *somptuosité* letztlich nicht beirren lassen. Bei allem Widerwillen gegen die Kargheit des eigenen Hauses und das grobianische Temperament des Vaters hatte er bereits jetzt akzeptiert, den militärischen Dienst und die Anforderungen des Unterrichts als eine Pflicht zu betrachten, der er sich zu entziehen nicht berechtigt war. Er hatte sich eine Vorstellung von der europäischen Staatenwelt und der Geschichte seines Hauses erworben. Er hatte ungeachtet seiner wachsenden Indifferenz in religiösen Fragen Maßstäbe kennengelernt, die ihn zu Askese und Pflichterfüllung anhielten. Inso-

fern hatten die Anfechtungen, denen er am sächsischen Hof in Dresden ausgesetzt war, keine nachhaltige Wirkung, so sehr sie auch den König in der Befürchtung bestärkten, daß der Kronprinz in seiner sittlichen Unreife dereinst in die Verschwendungssucht seines Großvaters zurückfallen werde. Jedenfalls hat sich das Verhältnis des Vaters zu seinem Sohn nach dem Aufenthalt in Dresden entscheidend verschlechtert.

Dies wird in erschütternder Weise belegt durch einen Brief des Kronprinzen an seinen Vater vom 11. September 1728, in dem er den «grausamen Haß, den ich aus allem seinen [des Königs] Tun genug habe wahrnehmen können», von sich fernzuhalten hoffte. Er schreibe ihm, weil er bei einem Besuch augenblicklich einen noch schlechteren Empfang als den gewöhnlichen gewärtige, und weil er fürchte, «meinen lieben Papa mehr mit meinem gegenwärtigen Bitten zu verdrießen». Er habe sich, schrieb er, nach gründlicher Gewissenerforschung zwar nichts vorzuwerfen. Wenn er aber ohne sein Wissen und seine Absicht etwas dem Vater Mißfälliges getan habe, so bitte er hiermit untertänigst um Vergebung. In den «grausamen Haß» könne er sich gar nicht schicken, weil er immer gedacht habe, «einen gnädigen Vater zu haben und ich nun das Konträre sehen sollte. Ich fasse denn das beste Vertrauen und hoffe, daß mein lieber Papa dieses alles nachdenken und mir wieder gnädig sein wird».¹⁸

Offensichtlich litt der Kronprinz unter dem Zerwürfnis mit dem Vater. Er fühlte sich nicht nur mißverstanden, sondern von Ungnade und Haß verfolgt. Aber bemerkenswert ist zugleich, daß er dem Vater gegenüber nicht nachzugeben bereit war, sondern selbstgerecht und fordernd auftrat. Da er sich irgendwelcher Verfehlungen nicht bewußt war, schien es ihm Sache des Vaters zu sein, nachzudenken und etwas zu ändern. Aber wie immer das Ansinnen eines Sechzehnjährigen auch eingeschätzt werden muß: Der Vater reagierte auf diesen Brief mit außerordentlicher Schroffheit. Auch er griff eigenhändig zur Feder und äußerte sich in heftigem Affekt. Das kurzatmige Stakkato der Vorwürfe, mit denen er in seiner Antwort den Sohn überschüttete, dürfte ein ziemlich authentisches Bild von jenen Auftritten vermitteln, die in der Familie des Königs spätestens seit 1726 an der Tagesordnung waren. «Sein eigensinniger böser Kopf, der nicht seinen Vater liebet, denn wenn

man nun Alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man, was er haben will, nicht wenn er dabei steht, sondern wenn er nicht Alles sieht. Zum Andern weiß er wohl, daß ich keinen effeminirten Kerl leiden kann, der keine menschliche Inklinationen hat, der sich schämt, nicht reiten noch schießen kann, und dabei malpropre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisieret und nicht verschneidet, und ich Alles dieses tausendmal reprimandieret, aber Alles umsonst und keine Besserung in nichts ist. Zum Andern hofmäßig, recht bauernstolz ist, mit keinem Menschen spricht, als mit welchen, und nicht populär und affable ist, und mit dem Gesicht Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nichts meinen Willen thut, als mit der Force angehalten; nichts aus Liebe, und er Alles dazu nichts Lust hat, als seinem eigenen Kopf folgen, sonst alles nichts nütze ist. Dieses ist die Antwort.»¹⁹

Wenige Monate nach diesem Briefwechsel – im März 1729 – ernannte der König einen neuen Begleiter für den Thronfolger, den Oberstleutnant von Rochow. Er wies ihn an, dem Prinzen klarzumachen, daß alle «effeminirten, lasziven, weiblichen Occupationes» einem Manne höchst unanständig seien und derjenige, der «den Kopf zwischen den Ohren hangen läßt und schlotterig ist», ein «Lumpenkerl» sei. Er solle dem Kronprinzen, wurde Rochow aufgetragen, «die Schlafmütze aus dem Kopp vertreiben» und ihm statt seiner Verschlossenheit dem König gegenüber «ein aufrichtiges, ouvertes Humeur einsprechen».²⁰ Doch auch dieser Neubeginn brachte keine Änderung in den Beziehungen des Vaters zu seinem Sohn, im Gegenteil! Die Zusammenstöße häuften sich, und der Ton wurde lauter und verletzender. Schließlich verlor der Vater vollständig die Contenance. Er ließ sich in seinem tatsächlich «furchtbaren Haß» zu Schlägen und Mißhandlungen hinreißen und stellte den Sohn in hemmungslosem Jähzorn nicht nur vor den Offizieren seines Regiments, sondern auch vor der Dienerschaft bloß. Dabei schrie er ihn an und gab ihm in provozierender Verächtlichkeit zu verstehen, daß er sich totgeschossen hätte, wenn er von seinem Vater so behandelt worden wäre; doch er, Friedrich, lasse sich ja alles gefallen.²¹ Das waren nicht mehr nur aus dem Affekt geborene Entgleisungen, sondern offenkundig Versuche, den Kronprinzen in seinem Selbstbewußtsein und seiner persönlichen Würde vernichtend zu treffen. Vieles an der Kindheits- und Jugendgeschichte Friedrichs mag sich

im Rahmen dessen abgepielt haben, was in einer Fürstenfamilie der Frühen Neuzeit mit derart ausgeprägten Charakteren üblich, zumindest möglich war. Aber bemerkenswert an der Entwicklung Friedrichs ist auf jeden Fall, daß der Kronprinz an den offensichtlich tiefen Verletzungen, die ihm durch das Unverständnis und die Demütigungen des Vaters zugefügt worden sind, nicht zerbrochen ist. Es hat vielmehr den Anschein, als wenn gerade die Konfrontationen mit dem Vater jenen Selbstbehauptungswillen zu wecken vermocht haben, der im Persönlichkeitsbild Friedrichs so unverkennbar in Erscheinung tritt. Freilich liegen in der Unbeugsamkeit den Gewalttätigkeiten des Vaters gegenüber sicherlich auch die Wurzeln jener an Verschlagenheit grenzenden Verstaltungskünste, mit denen er erst den Vater und dann die Kontrahenten im Konzert der Mächte hinters Licht zu führen verstand. So spricht vieles dafür, daß diese Erfahrungen in der Umgebung des Königs der Schlüssel zu jener Widersprüchlichkeit sind, die in der Literatur über Friedrich den Großen immer wieder hervorgehoben worden ist.²²

Zur Vollständigkeit des Bildes gehört indes, daß sich der Kronprinz für die Kränkungen, die ihm der Vater zufügte, durchaus schadlos zu halten wußte und ihn vielfach sogar herausforderte. Denn je mehr er sich auf der einen Seite zurückzog und versteckte, desto vorlauter und übermütiger wurde er auf der anderen. So mokierte er sich in spitzen und leichtfertigen Bemerkungen über den König, seine auf Sparsamkeit erpichte Herrschaftsauffassung und besonders die bizarren Formen seiner Geselligkeit. Er stöhnte laut und vernehmlich über die ständigen Parforcejagden, die mit abendlichen Gelagen im Tabakskollegium beendet zu werden pflegten. Er witzelte über die ewig gleichen Gesprächsthemen, über die Derbheit der Belustigungen und Scherze, die zum Wohlbefinden des Vaters gehörten, und über die Manieren einer Gesellschaft, die ihm «höchst übel erlesen» und töricht in ihrer Zusammensetzung erschien. Dieser häufig beißende und hinterhältige Spott, den nicht nur der Kronprinz, sondern auch seine ältere Schwester Wilhelmine mit dem Vater und den Eigenheiten seines Temperaments trieben, konnte bei aller Heimlichkeit dem König nicht verborgen bleiben. Grumbkow, der allgegenwärtige Minister des Vaters, empfahl dem Kronprinzen dringend, in Gegenwart des Königs seine Spottlust zu zügeln und alle verletzenden Scherze («tout esprit rail-

leur et expressions badines») zu unterlassen, selbst in bezug auf den geringsten seiner Bediensteten.²³ Wie vielfach überliefert ist, hat den König die Zurückweisung durch den Sohn außerordentlich gekränkt und immer wieder auch in tiefe Zerknirschung gestürzt. Insofern hat auch die Aufsässigkeit Friedrichs zur Vergiftung des gegenseitigen Verhältnisses erheblich beigetragen.²⁴

[...]